
Michael Dominik Hagel, *Fiktion und Praxis. Eine Wissensgeschichte der Utopie, 1500–1800*. Wallstein, Göttingen 2016. 412 S., € 34,90.

Besprochen von **Matthias Löwe**: Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, D-07743 Jena, E-Mail: matthias.loewe@uni-jena.de

<https://doi.org/10.1515/arb-2018-0047>

Die in Wien begonnene und in Neuchâtel abgeschlossene Dissertation des Germanisten Dominik Michael Hagel gelangte 2016 in den Druck, genau 500 Jahre nach der Erstausgabe von Thomas Morus' *Utopia* (1516). Hagels Buch erweist sich in vielen Punkten als beachtlicher Beitrag zu diesem Jubiläum. Seine Untersuchung beschäftigt sich mit der Tradition literarischer Utopien vom frühen 16. bis zum späten 18. Jahrhundert, also mit einer Phase der Gattungsgeschichte, die von der Forschung bereits viel Aufmerksamkeit erfahren hat. Gut erforscht sind die Transformationsprozesse, die in diesen drei Jahrhunderten von der satirischen Renaissance-Utopie über die allegorische Barock-Utopie und die frühaufklärerische Roman-Utopie bis zur ‚Verzeitlichung der Utopie‘ im späten 18. Jahrhundert verlaufen. Kein ganz einfacher historischer Rahmen also, um noch Neues zu sagen. Der Innovationsanspruch von Hagels Arbeit gründet deshalb vor allem auf einem Perspektivwechsel: Er will das Konzept der Utopie „im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Literaturforschung“ (S. 21) fruchtbar machen und grenzt sich von „Grundannahmen der tradierten Utopieforschung“ (S. 23) ab, die auf einer „etablierten, merkmalsorientierten Bestimmung der Gattung“ (S. 24) basieren. Durch ihr Interesse an „trennscharfen und eindeutigen Bestimmung[en]“ (S. 25) drohe der ‚tradierten Utopieforschung‘ ein historisches „Wissen über Gattungen“ (S. 22) zu entgehen, das sich „in den historisch variablen Überschneidungen und Gruppierungen generischer Nachbarschaften manifestiert“ (S. 25). Hagel versteht Utopie daher als „schwach konturiertes Konstrukt“ (S. 24) und

will die frühneuzeitliche *Utopia*-Tradition nicht als kohärente Gattungsgeschichte deuten, sondern als permanente „Verhandlung ihrer generischen Kohärenz“ (S. 22). Statt eine „Serie die Gattungsdefinition erfüllender Einzeltexte“ (S. 22) zu interpretieren, widmet er sich der „Beschreibung historischer Konstellationen der Fiktionen des Gemeinwesens“ (S. 25). Konkret bedeutet dies, die *Utopia*-Tradition im Kontext der (politischen) Ideengeschichte und in Konkurrenz mit anderen Gattungen zu lesen.

Die Arbeit gliedert sich in drei umfangreiche Teile, in denen die literarische Utopie in verschiedene Konstellationen eingebettet wird. Der erste Teil beschäftigt sich mit einer historischen Koinzidenz, mit der nahezu gleichzeitigen Entstehung von Morus' *Utopia* und Niccolò Machiavellis berühmtesten Werken. Durch seine sehr aufschlussreiche Lektüre dieser Konstellation gelingt es Hagel vor allem, den Blick für die Normen von Morus' utopischem Entwurf zu schärfen. Besonders erhellend sind die Hinweise auf unterschiedliche Konzepte von Zeit bei Morus und Machiavelli: Eine wesentliche Bedingung für das Funktionieren Utopias ist etwa der Glaube seiner Bewohner an die Unsterblichkeit der Seele und an die „Ewigkeit des Staats“ (S. 74), der sie von der Anfechtung durch Zukunftssorgen und Kontingenzerfahrungen befreit und dadurch ihre freiwillige „Einordnung in das utopische System“ (S. 73) begünstigt. Ein ganz anderes Zeitkonzept extrahiert Hagel hingegen aus den Schriften Machiavellis: Dieser „bestreitet mit der Behauptung individueller Handlungsmacht das alleinige Regiment göttlicher Vorsehung über den Lauf der Welt“ (S. 96). Nicht Ewigkeitsglaube wie bei Morus, sondern ein wacher Sinn für die „kurzlebige[] Wirklichkeit“ (S. 237) und ihre bedrohliche Kontingenz sind bei Machiavelli entscheidende Parameter für die Klugheit politischen Agierens. Gerade durch diese „Kontrastierung“ (S. 81) der *Utopia* mit den Schriften Machiavellis wird deutlich, dass Morus' utopischer Staat auch als „Ewigkeitsphantasie“ (S. 72) zu verstehen ist, die ein kontingenzfreies Gemeinwesen imaginiert.

Im zweiten Teil dienen diese scharfsinnigen Beobachtungen als Folie für die Beschreibung eines Gattungswandels. Hagel zeigt, dass sich die literarische Utopie nach 1700 erheblich transformiert, und zwar in Folge einer Gattungskonkurrenz: In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts gerät die Utopie unter Veränderungsdruck, weil sich mit François Fénelons *Les Aventures de Télémaque* (1699) und Daniel Defoes *Robinson Crusoe* (1719) zwei einflussreiche Muster etablieren, an denen sich auch utopisches Schreiben fortan orientiert. Ein zentrales Charakteristikum der Geschichten von Telemach und Robinson sieht Hagel darin, dass beide – im Unterschied zur Utopie des 16. und 17. Jahrhunderts – die „Unwägbarkeit von Handlungsverläufen“ darstellen und „den Lesern den Weg zum Umgang mit Kontingenz“ weisen (S. 144). In dieser Konkurrenzsituation öffnen daher einige Autoren auch die literarische Utopie für den Gedanken der Unvorhersehbarkeit: Hagel demonstriert dies anhand von Johann Friedrich Bachstroms *Land der Inquiraner* (1736/1737), Johann Michael Loens *Der redliche Mann am Hofe* (1740) und Johann Gottfried Schnabels *Wunderliche Fata einiger Seefahrer* (1731–1743). Diese Texte stellen nicht nur die Totalität eines kontingenzfreien Gemeinwesens dar, sondern zugleich Individuen, die Unvorhersehbares erleben, etwa indem sie Schiffbruch erleiden. Der utopische Staat wird nun „trotz der und gegen die Fatalitäten der Welt“ (S. 212) eingerichtet. Daher präsentieren etwa Bachstrom und Schnabel ihre utopischen Entwürfe „nicht als Fertiges“, sondern stellen Gemeinwesen dar, die im Kampf mit den Unwägbarkeiten einer kontingenten Wirklichkeit erst „aufgebaut werden“ (S. 234) müssen. „Die Utopie“, so resümiert Hagel pointiert, „ist damit nicht mehr der Ort, an dem Kontingenz schlichtweg ausgeschaltet ist, sondern der Bereich, an dem am effektivsten mit ihr umgegangen wird“ (S. 216).

Der dritte Teil beschreibt einen erneuten Transformationsprozess, der sich im späten 18. Jahrhundert vor allem bei Christoph Martin Wieland und Johann Karl Wezel vollzieht: Diese

Autoren etablieren „eine Art von utopischer Literatur, die weniger auf die Beschreibung oder die Geschichte des Staats als auf die Diskursivierung der Grenzen der Gattung der Utopie zielt; die sich weniger in den Widersprüchen der Gattung verstrickt, [sondern] [...] diese zum Spielball ihrer Darlegungen macht“ (S. 239). Die „Darstellungsproblem[e]“ (S. 238) der literarischen Utopie werden bei Wieland und Wezel nicht mehr kaschiert, sondern literarisch explizit verhandelt und zwar mittels „permanent den Fiktionsraum reflektierende[r] Darstellungsverfahren[]“ (S. 258).

Man kann insgesamt die Souveränität bewundern, mit der Hagel einen großen Bogen von der Renaissance bis zur Spätaufklärung schlägt und eine Vielzahl von Einzeltexten miteinander in Beziehung setzt: Dies gelingt vor allem dank seiner zentralen und innovativen These, dass „die Unvorhersehbarkeit kontingenten Geschehens“ als „das literarische Kernproblem des generischen Feldes der Utopie“ (S. 152) zu verstehen sei. Eine Schattenseite von Hagels Mut zur großen These ist allerdings sein eher geringes Interesse für Anschlussforschung: Über die verschiedenen Positionen der Utopieforschung ist er zwar bestens informiert, wie das umfangreiche Literaturverzeichnis bezeugt. Dennoch setzt er seine eigenen Überlegungen kaum mit bisherigen Thesen zur frühneuzeitlichen Utopiegeschichte in Beziehung: Wie hängen etwa Hagels Beobachtungen zu utopischer Kontingenzbewältigung mit älteren Thesen Wilhelm Voßkamps zusammen, der den Wandel der Utopie im 18. Jahrhundert auf einen „Wandel des Subjektkonzepts“¹ beim Übergang von der ständischen zur funktionsorientierten Gesellschaft zurückgeführt hatte? Oder: In welcher Relation stehen Hagels Überlegungen zu den Arbeiten von Ludwig Stockinger und Peter Kuon, die den Wandel der literarischen Utopie um 1700 als Anpassung der Gattung an die frühauflärerische Realitätskonzeption und Poetik verstanden haben?² Das sind Fragen, deren Beantwortung in Hagels Buch leider unterbleibt. Vielleicht ist diese fehlende Vernetzung mit den Ergebnissen bisheriger Gattungsgeschichtsschreibung auch die Folge einer spürbaren Reserve gegenüber der ‚tradierten Utopieforschung‘, denn Hagel will im Namen einer ‚Poetologie des Wissens‘ die Karten noch einmal neu mischen. Sichtbares Indiz dafür ist der programmatische Verzicht auf einen klar konturierten Gattungsbegriff. Hagel folgt damit dem Wissenschaftsverständnis des Berliner Kulturwissenschaftlers Joseph Vogl, auf den er sich wiederholt bezieht. Vogl spricht sich gegen allzu befestigte Begriffsdefinitionen aus und plädiert für die Verwendung von Begriffen „in einem minder determinierten Sinne“.³ Er grenzt sich damit von einer „robuste[n] Theorie“ ab, die „ihre Gegenstände [...] immer schon kennt“.⁴ Eine ‚Poetologie des Wissens‘ zeichne sich stattdessen dadurch aus, „dass sie die Eingangsbedingungen ihres Verfahrens reduziert [...] und die Subsumtionskraft ihrer Begriffe minimiert“,

1 Wilhelm Voßkamp, „Utopie als Antwort auf Geschichte. Zur Typologie literarischer Utopien in der Neuzeit“. In: *Gattungstheorie und Gattungsgeschichte. Ein Symposium*. Hg. von Dieter Lamping und Dietrich Weber. Wuppertal 1990, S. 183–206, hier S. 190.

2 Vgl. Ludwig Stockinger, *Ficta Respublica. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen zur utopischen Erzählung in der deutschen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts*. (Hermaea N. F. 45) Tübingen 1981, S. 100–184, 305–449; Peter Kuon, *Utopischer Entwurf und fiktionale Vermittlung. Studien zum Gattungswandel der literarischen Utopie zwischen Humanismus und Frühaufklärung*. (Studia Romanica 66) Heidelberg 1986, S. 307–376, 396–411.

3 Joseph Vogl, „Robuste und idiosynkratische Theorie“. In: *KulturPoetik* 7 (2007), Heft 2, S. 249–258, hier S. 257.

4 Ebd., S. 258.

weil sie die „Unerklärtheit [ihres] Untersuchungsbereichs“ voraussetzt.⁵ Hagels Hadern mit dem Gattungsbegriff der literarischen Utopie ist diesen wissenspoetologischen Grundüberzeugungen geschuldet. In seinem Buch manifestieren sich zudem auch einige Schwierigkeiten bei der Umsetzung dieser wissenspoetologischen Definitions-Diät: Statt einen Gattungsbegriff zu bestimmen, bezeichnet Hagel die Utopie als „generisches Feld“ (S. 133), als „permeables und polemogenes, nicht eindeutig strukturiertes Gebiet“ (S. 134). Er bedient sich zur Beschreibung seines Gegenstandes also einer vagen „Metaphorik des Räumlichen“,⁶ die – wie Olav Krämer gezeigt hat – typisch ist für wissenspoetologische Arbeiten. Bei genauerem Hinsehen verzichtet Hagel aber gar nicht auf eine Gattungsdefinition: Auch er bestimmt einen semantischen Kern utopischer Literatur. Bezeichnenderweise reformuliert er dabei Vorschläge, die von der ‚traditionierten Utopieforschung‘ unterbreitet wurden. Er versteht literarische Utopien als Darstellung einer „politische[n] Gesamtheit, eine[r] Totalität“, die „ihren Ort in der *Fiktion*“ findet (S. 26). Ganz ähnlich hat etwa der Literaturwissenschaftler Frank Baudach von Utopie als fiktionaler Darstellung einer „konsistente[n] soziale[n] Welt“, einer „Totalität von Lebenszusammenhängen“ gesprochen.⁷ Hagel operiert also mit einer etablierten Minimaldefinition der Gattung, die er aber nicht als solche verstanden wissen will, um sich stattdessen immer wieder auf die vage Raummetaphorik eines ‚generischen Feldes‘ zurückzuziehen. Dies mag mit programmatischen Zwängen der Wissenspoetologie zusammenhängen, die sich ihrem Selbstverständnis nach vom ‚robusten‘ Mainstream durch eine minder determinierte Wissenschaftssprache unterscheiden will und daher allzu klare Begriffsexplikationen möglichst zu vermeiden versucht.

Trotz solcher Einwände bringt Hagels kulturwissenschaftliche Vorgehensweise aber auch markante Erkenntnisgewinne mit sich, gerade weil er die Gattungsgeschichte mit kontextualisierenden Lektüren von Machiavelli und Kant in größere ideen- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge einordnet und zudem „Schriftsteller aus den hinteren Reihen der Literaturgeschichte“ (S. 31) berücksichtigt. Dass Hagel auch sperrige Texte wie Johann Gottlob Benjamin Pfeils *Die glückliche Insel* (1781), den anonym erschienenen Roman *Trakimor, oder das goldene Land* (1787/1788), Carl Friedrich Bahrds *Geschichte des Prinzen Yhakanpol* (1790) oder Adolph Freiherrn Knigges *Benjamin Noldmann's Geschichte der Aufklärung in Abyssinien* (1791) interpretatorisch erschließt, kann die Utopieforschung ihm nicht genug danken. Er zeigt damit, dass die Tradition der fiktionalen Darstellung von utopischen Staaten „mit der Wende zur Kunstperiode“ (S. 321) nicht einfach abbricht, sondern jenseits des literarischen Höhenkamms weiterbesteht.

Nach allem Gesagten ist ein abschließendes Gesamturteil nicht leicht zu fällen: Thomas Morus, mit dem Hagel seine Argumentation eröffnet, hatte die *Utopia* auf dem Titelblatt ein „wahrhaft goldenes Büchlein“ (*libellus vere aureus*) genannt. Auch wenn man Hagels Buch ein derart euphorisches Prädikat vielleicht nicht gleich verleihen kann, lässt sich diese umfänglich informierte Arbeit dennoch mit großem Gewinn lesen, vor allem weil sie neue Thesen zur Gattungsgeschichte entwickelt und auch Abseitiges zur Kenntnis nimmt.

5 Ebd.

6 Olav Krämer, „Intention, Korrelation, Zirkulation. Zu verschiedenen Konzeptionen der Beziehung zwischen Literatur, Wissenschaft und Wissen“. In: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. von Tilmann Köppe. Berlin – New York 2011, S. 77-115, hier S. 102.

7 Frank Baudach, *Planeten der Unschuld – Kinder der Natur. Die Naturstandsutopie in der deutschen und westeuropäischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts*. (Hermaea N. F. 66) Tübingen 1993, S. 31.